Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 51

Artikel: Friede auf Erden!

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644846

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auch sein goldenes Wienerherz, das allzeit fröhliche, krampfte sich zusammen in bitterem Weh — was würde aus den Seinen, falls er fiele — würde sein Vaterland alsdann für sie sorgen? — Aber er durfte nicht zeigen, wie ihm zu mute war, er mußte stark bleiben — „mein Liebling! Du darfst dich nicht krank grämen; denk an unsere Kinder, sie haben jetzt nur dich und du sollst sehen, kleine Frau, zum Soldaten bin ich doch verdorben! — Weißt du noch, wie du vergangenen Winter gejammert hast, als mein Daumen steif blieb nach jenem dummen Fall auf dem Glatteis? — Du sollst es erleben, dem Unfall verdanken wir noch unser Glück." — Und ob er gleich selbst nicht recht daran glaubte, er sah doch mit Genugtuung wie der Trost seine arme Frau beruhigte; der Mensch klammert sich ja nur zu willig an das, was er sehnlichst hofft und wünscht. —

Nun war er fort, der treubesorgte Gatte und Vater — dann kam noch ein Gruß von der schweizerisch-österreichischen Grenze und lange, lange hörte sie hierauf nichts mehr von ihm! Aber so oft ihr das Herz gar so schwer zu werden drohte, griff sie nach jener Karte. Klang sie doch so fröhlich, so zuversichtlich: „Mein teures Weibchen! Wie geht es Euch — mein liebes Dreigespann? Nicht wahr, Du bist meine tapfere kleine Frau und härmst Dich nicht ab — Du weißt doch, Kinder brauchen Sonnenschein! Sieh, ich weiß, mein Gefühl sagt es mir, heil und gesund werden wir uns wiedersehen und so oft es irgend möglich ist, sollst Du inzwischen von mir hören! Grüße und küsse unsere süßen Kleinen und sprich ihnen vom Papa, damit sie mich nicht vergessen" . . . .

Gar manches Herz in ihrer Nachbarschaft schlug bangmitleidig für die armen Kleinen und die junge Mutter, denn Hansi war gut Freund mit allen in der Runde und allen hatte er's erzählt, wie es zugehe mit den bösen und den guten Soldaten — und wer ihn fragte: „Habt Ihr Nachrichten — wie geht's dem Papa?" der erhielt die gleiche zuversichtliche Antwort: „O, wenn wir auch oft lange nichts von ihm hören, dem Papa kann nichts geschehen; ich habe, seit er fort ist, noch nie vergessen, den lieben Gott zu bitten, daß er Acht hat auf ihn." — Und manche gutherzige Nachbarin schenkte ihm einen Apfel und dachte dabei: Möge dein holder Kinderglaube nicht zu Schanden werden — armer, lieber Kerl! Woche um Woche verging und der Krieg wütete weiter — gräßlich! — unbegreiflich, wenn man täglich vor sich die friedlichen Felder und Auen sah, mit den Bergrücken in ferner Bläue und alles genau noch so ruhig, wie es immer gewesen . . . . Aber es gab auch für Hansi's arme Mama wieder Lichtblicke, kam doch ab und zu ein Brieflein geflogen und alle sagten sie gleich zu Anfang: „Wie Du siehst, bin ich immer noch in der Kaserne! . . . Und dann zog sie in ihrem Glück die beiden Kinder auf ihren Schoß, herzte und küßte sie — auf Augen, Wangen und Mund — das, das, — und das schickt Euch der Papa! und Ihr sollt immer recht lieb und brav sein und der Mama Freude machen — dann, wenn er wieder kommt, bringt er Euch etwas Schönes mit."

Dann traf eines Tages folgendes Schreiben ein:

„Mein teures Weib!

Es ist wie ein Wunder — noch faß' ich es kaum! Dem Tode entronnen bin ich — Du, mein Liebling, Ihr, meine geliebten Kinder! nun dürft Ihr ruhig sein, wir sehen uns alle wieder! — Denke Dir, schon war ich abkommandiert und sollte mit noch vielen andern eingekleidet werden. Im Herzen nahm ich Abschied von Euch — um vieles ernster als da ich von Euch fortging zu Hause. Da begenete mein Blick zufällig dem des anwesenden Arztes — wie ein Erinnern ging es über sein Gesicht: „Sie dort — sagten Sie nicht vor einigen Wochen, daß Ihr rechter Daumen steif blieb, von einem Unfall her? Ich möchte die Hand nochmals sehen." Natürlich war mein Finger durch die Kälte nicht besser geworden, wie Du Dir denken kannst und nach gründlicher Untersuchung lösten sich des Arztes gespannte Mienen: „Nein, es geht wirklich nicht, Mann! Sie kann man im Felde nicht brauchen; im entscheidenden Moment könnten Sie vielleicht nicht einmal losdrücken." Und so bin ich denn auf die Schreibstube kommandiert worden, für die Dauer des ganzen Feldzuges — gern will ich arbeiten, wenn es sein muß Tag und Nacht — habe ich doch nun die Gewißheit, daß ich Euch wiedersehen darf! . . . . Ja, Kinder, der alte Gott lebt doch noch! Ich hab's erfahren! . . . Hansi war gar nicht sehr erstaunt, als ihm die freudige Nachricht mitgeteilt wurde; er sagte nur — und es klang beinahe vorwurfsvoll: „Aber Mama, hast Du denn geglaubt, wenn ich den lieben Gott jeden Tag so herzlich darum bitte, daß er Acht hat auf den Papa — er läßt es dann zu, daß er trotzdem totgeschossen wird?! Da kenn ich den lieben Gott doch besser!" — — Und einen Brief an das Christkind hat der kleine Mann seinem Mütterlein auch schon diktiert; er lautet:

Ich will gar, gar nichts, liebes Christkind — auch kein Bäumchen — und die Grete auch nicht! Ich habe sie gefragt, ob sie auch damit zufrieden ist und da hat sie ganz ernsthaft genickt — weißt du, weil sie doch noch nicht viel reden kann — und liebes Christkindchen, wir bitten dich nur um das Eine: mach doch, daß der böse Krieg wieder fortgeht und daß Friede wird — dann kann auch unser lieber Papa wieder heimkommen!

Es grüßt dich von Herzen

Hansi.

Friede auf Erden!

In der Zeitung habe ich es gelesen: Durch Vermittlung einer neutralen Regierung habe die deutsche Heeresleitung bei der russischen anfragen lassen, ob sie gewillt wäre, einen Weihnachtswaffenstillstand abzuschließen. Die russischen obersten Militärbehörden haben das Anerbieten höflich dankend abgelehnt mit dem Hinweis auf den russischen Kalender, der vom christlichen abweicht, und auf die Unvereinbarkeit mit dem militärischen Zweck. — Die Russen haben recht. — Ein Waffenstillstand inmitten der hin- und herwogenden Kämpfe ist eine Unmöglichkeit. Die auf dem Marsche vorrückenden Heere müßten plötzlich stille stehen, sie dürften sich nicht bewegen, weil sonst die Abmachung gebrochen wäre und der Feind in Nachteil käme. Man kämpft bekanntlich auch mit den Beinen: wer am besten marschiert, behauptet den Sieg; darüber braucht es in den Tagen der Hindenburg'schen Flankenstöße keine Erklärung.

Und darum werden die deutschen und österreichischen Soldaten an der polnisch-galizischen Front ihren Weihnachtstag erleben wie einen andern Schlachttag: In der Luft der schaurige Zwiegesang der 30er Mörser und Feldkanonen und der feindlichen Granaten; vor den Augen, links und rechts der Tod; ein langes angestrengtes Liegen und Stehen in der kalten, feuchten Erde. Und wenn abends und nachts die Weihnachtssterne aufs Schlachtfeld herunterscheinen, spähen sie mit Scheinwerfern zu den feindlichen Schützengräben hinüber, jeden Augenblick gewärtig, daß dort dunkle Gestalten aufspringen, in der Linken den todbringenden Stahl, in der Rechten die gliederzerschmetternde Bombe. Und wenn auch in den feindentrückten Gräben und in den Quartieren die Soldaten ihren Weihnachtsbaum angezündet haben, es wird zur Weihnacht die Stimmung fehlen, die tiefinnerste Glückseligkeit, die diesem wunderbaren Feste des Friedens wie keinem andern Feste innewohnt.

Es fehlt der Friede! Auch denen fehlt er, die daheim-

geblieben sind. Ergreifend klagt es eine deutsche Frau im Weihnachtsheft des „Türmers". Marie Diers schreibt: „Können wir die Lichter am Baum anstecken, ohne daß es uns wie Hohn anblickt, oder daß es uns das Herz zerreißt? Man soll seiner Kraft auch nicht zuviel zumuten. Es ist nicht nötig und nicht gut, seine Stimmung zu überspannen, das zitternde Weh noch durch leise Zaubermittel ins Unerträgliche zu steigern. Es ist keine Nervenschwäche, wenn manche, deren Herzensleben jetzt in der äußersten Anspannung steht, selbst die reine Kraft eines Beethoven nicht zu ertragen vermögen und umso weniger, je seligere Stunden sie vor dieser Zeit ihm verdanken. So steht es auch ums Weihnachtsfest. Je strahlender es vordem war, je lieblicher im glücklichen Familienleben dies einzige Fest begangen wurde, umso schneidender wird jetzt der Unterschied. Manche Frau und Mutter wird sich um der andern Kinder willen zwingen, den Abend hell und freundlich zu gestalten und wird sich dann sagen müssen: Ich habe meine Kraft überschätzt. Und mehr als Menschenkraft wird sie nötig haben, um nicht unter dem brennenden Baum einen Zusammenbruch alles dessen zu erleben, was sie noch im Gleichgewicht erhielt."

Geradezu befreiend wirkt diese Offenheit einer deutschen Frau. Wie unendlich wahrhaftiger und tapferer klingen diese Worte der Klage als das Bramarbasieren der deutschen Männer, die „mit keiner Wimper zucken werden", wenn die Uhr die Stunde zeigt, da sie in Friedenszeiten mit ihrer Familie um den Lichterbaum saßen, da sie sich die Weihnachtsbotschaft von Kinderlippen wiederholen ließen: Friede auf Erden, und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Ja, die Weihnachtsbotschaft! Wer mag sie heute aussprechen und nicht im Innersten vor Scham zusammensinken. Wahrlich, sie klingt dieses Jahr wie eine wuchtige Anklage, wie ein Weh- und Zornruf Gottes zur Menschheit hinunter. Ob diesmal die Mahnung, die Bitte, der Befehl Gottes, gerichtet an die Völker auf Erden, die christlichen vorab, verstanden wird, wie sie vorher nicht verstanden wurde? Ich fürchte, die Worte werden auch an diesem Weihnachtstage unverstanden, in ihrer tiefen Bedeutung mißverstanden mit den Weihnachtsglocken im Winde verhallen. Auch dieses Jahr werden die Priester und Pastoren von ihren Kanzeln herunter verkünden: Nicht der Friede der Welt ist gemeint, sondern der göttliche Friede, den uns das Himmelreich bringen wird. Der Krieg ist eine göttliche Institution, nicht aus der Welt zu schaffen, so lange es sündige Menschen gibt. Erst wenn die Sünde gestorben sein wird, wird der Friede den Krieg verschlingen. Gott braucht den Krieg, um die Völker zu strafen; er ist eine Zuchtrute in seiner Hand, er läßt sie nicht aus der Hand nehmen, bis wir Menschen seinem Gebot, zu sein wie er, gehorcht haben, bis wir sündlos sind.

Der Krieg eine gotigewollte Notwendigkeit! Das ist das Granada des Barbarentums, die Festung, an dem der Wille der Vernunft und der Menschlichkeit zu Schanden wird. Es ist das verhängnisvollste Dogma des Christentums, in seinen Folgen weit gräßlicher als alle Dogmen des Mittelalters mit seinen Glaubensverfolgungen und Ketzergerichten zusammengenommen. Mit wenigen Sätzen kommt man darüber nicht hinweg. Es ist notwendig und es lohnt sich wohl, darüber in anderem Zusammenhange und ausführlich zu schreiben.

Nein, die Russen haben recht. Am 25. Dezember dieses Jahres die Waffen ruhen zu lassen um einiger schöner Worte willen, und mögen sie auch das Wesen des Christentums am tiefsten und reinsten wiedergeben, wäre die größte Heuchelei und Blasphemie, die in der Menschheitsgeschichte je begangen worden ist. Man vergegenwärtige sich: fünf Millionen Menschen, die sich fünf lange Monate mit Aufbietung aller physischen und intellektuellen Kräften abgemüht haben, sich gegenseitig zu vernichten, sie fühlen sich plötzlich den Schafhirten vor Bethlehem gleich und lauschen gläubig fromm der Engelsbotschaft: Friede auf Erden; sie knien im Geiste andächtig vor dem Jesuskindlein, das der Welt Erlöser zu werden versprach; und am nächsten Tage stehen sie wieder an den Kanonen und sitzen an den Maschinengewehren und speien Tod und Verderben gegen den Nächsten oder stoßen ihm das Bayonett in den Leib oder zerschlagen ihm den Schädel mit dem Gewehrkolben. Fürwahr, ein Schauspiel, an dem die Hölle ihre tolle Freude haben müßte.

Kein Zweifel für mich: das Christentum und dieser Krieg, sie schließen sich aus, wie Liebe und Haß sich ausschließen. Freilich gibt es ein Christentum, das den Krieg als göttliche Einrichtung preist; ich habe oben davon gesprochen. Es ist das gleiche Christentum, das den nationalen Egoismus segnet, wenn er in den Kampf auszieht gegen den nationalen Feind, dieweil das gleiche Christentum diesen „Feind" segnet, daß seine „gute Sache" siegen möge. Ein lächerliches Christentum das! Die Kriegsherren kennen ihren Gott auswendig und inwendig, sie brauchen zu seinem Dienste keine Priester, wenn sie Geld und Leute genug haben; denn ihr Gott ist der Gott Friedrichs des Großen, der es bekanntlich immer mit der Partei hält, die die meisten Bataillone hat.

Und trotzdem glaube ich mit Millionen Gesinnungsgenossen an die Weihnachtsbotschaft: Friede auf Erden; ich glaube daran, als an ein Zukünftiges, ein Kommendes. Kein Mystisches wird uns den Weltfrieden, zunächst den europäischen Frieden, schenken. Wir Menschen müssen ihn energisch und tätig selber wollen. Die öffentliche Meinung muß ihn wollen. Die öffentliche Meinung ist auch eine Macht und zwar eine heiß umworbene; das lesen wir alle Tage aus den Zeitungen.

Da die öffentliche Meinung eine Realität ist fast wie ein Staatswesen, das nur der Partei Hilfe bietet, die eine Gegenleistung verspricht, so darf sie ihre Bedingungen auch formulieren.

Ich glaube die Bedingungen der öffentlichen Meinung, der uninteressierten, weil nicht nationalistisch-imperialistisch orientierten — ich möchte die Schweiz damit in Gegensatz stellen etwa zu Italien und den Balkanstaaten — an die Parteien müßten die folgenden sein:

1. Gebt das Dogma auf vom Krieg als sittliche, d. h. gottgewollte Naturnotwendigkeit.
2. Gebt das Dogma vom „bewaffneten Frieden" auf.
3. Gebt den nationalen Egoismus auf, den „egoismo sacro" in der italienischen Fassung, der für sich alles will und den andern nichts gönnt.
4. Gebt den unheilvollen Glauben auf, es sei ein Volk vor allen andern ausersehen, die Welt zu beherrschen.

Diese letzte Forderung muß die öffentliche Meinung zuerst in die Wagschale werfen. Die Angehörigen der kleinen Staaten, wir Schweizer voran, haben das Recht zu dieser Forderung; wir zuletzt können eine nationale Hegemonie in Europa anerkennen, weder eine deutsche, noch eine russische; denn sie bedroht das innerste Wesen unseres Staates. Deutschland will das nicht einsehen. Das „Deutschland, Deutschland über alles" — wir brauchen nicht an das verleumderische Bild im „Secolo" zu denken, das den deutschen Pickelhaubemann einen Kübel voll Blut über die Erdkugel ausgießen läßt — hat in der letzten Zeit einen mehr epischen als lyrischen Klang bekommen.

Das künftige deutsche Zugeständnis, daß keine Kultur — so wenig wie eine Religion — anders als durch Gründe des Herzens und der Vernunft überzeugen darf, ist vorerst die Basis unserer Friedenshoffnung. Mit meinem ganzen Herzen, das trotz seines Widerstandes gegen den deutschen Militärgeist für das deutsche Volk schlägt, weil es seine Poesie und seine Kunst, seine Pflichtauffassung und seine Menschlichkeit am besten versteht, mit ganzem Herzen wünsche ich, daß für Deutschland die Stunde der Erkenntnis keine Unglücksstunde sein werde.

H. B.